

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1915**

155 (7.7.1915) Unterhaltungs-Beilage

erfährt aus  
zwischen  
Unterreich  
stem Ein-

enbericht:  
daß es die  
Halbjährs-  
naatsanleihe  
onden ein-  
igen. Das  
Vorausicht  
solze Land  
Sammeln  
in außer-  
wiegens von  
ten. Man  
n Scharen  
Bedbedarf.  
reich nach  
Gold nach  
hatte das  
genommen,  
sein Geld  
berständlich  
montene-  
nden, das  
n und der  
Millionen  
bekannt  
werden  
schreiben  
wenig-

ngland.  
reter der  
schreibt:  
ge ziehen  
weg es  
ist ist das  
amifation

London.  
g Don-  
n Jahre um  
Vorjahres

Premier,  
artei eine  
erung der  
erte sein

aus Genf  
singen an-  
aus dem  
sehen und

m Kriegs-  
sch in dem  
folgender  
gen: 1914  
tra) 1166  
L. Pfund  
leiche von

? Heber  
resse heb-  
nieren  
daß die  
paraphisch  
rschieden-

ben.  
ndo des  
war  
rteiblat-  
Dauer  
1. Juli  
n dieser

eraktom-  
umeres  
egenom-  
e Flug-

ntlichen  
de Zu-  
und  
Nachts-  
Nichter,  
605 Re-

Ruffen-  
in ihre

# Unterhaltungs-Beilage

des „Volksfreund“

Nummer 149 — 1915

Karlsruhe, 1. Juli

## Kriegserklärung im Schützengraben.

Ein Genosse schreibt dem „Vorwärts“ von der Westfront:

Laue, dufende Sommernacht. Mondhell leuchtet der Himmel, scharf heben sich gegen ihn die Silhouetten von Busch und Baum, Häusergruppen und Mauerresten ab, darüber hoch und herrlich die feineren Turmrisen der zerstörten Stadt. Wundervolle Ruhe schwebt über der leise bewegten Wiese zwischen den feindlichen Stellungen, den Drahtverhauen und verborgen geführten Schützengrabensketten; verlassenes Vogelgezwitscher; fernab das Quaken der Frösche in eintöniger Musik. Sonst nichts. Nur ganz selten peitscht gellend ein Schuß durch den Frieden.

Plötzlich klingen drüben Rufe auf. Die deutschen Posten horchen empor, fassen die Gewehre fester. Man versteht nicht deutlich, was gerufen wird; es klingt wie ein langgezogenes — — — — — Es pflanzt sich fort, den Graben entlang, als gäbe es einer dem andern weiter; aber wer es weiter gegeben, stimmt wieder mit ein; und immer heller, immer lauter wird das Rufen. Und jetzt . . .

„Vive l'Italie! . . . jawohl! . . . Aber was heißt das? Was soll das bedeuten?“

„Es lebe Italien! Und bedeutet: — Krieg.“  
„Du meinst: Italien hat uns den Krieg erklärt?“  
„Sicher. Sonst würden sie nicht so schreien.“

Tiefe Atemzüge. Sie haben es ja kommen sehen. Die letzten Nachrichten liegen kaum noch einen Zweifel. Aber ein kleiner Hoffnungschimmer blieb schließlich doch noch, man würde sich jenseits der Alpen befinden, würde einleuchten, und das fürchterliche Ringen der Völker würde keine weitere Ausdehnung mehr erfahren. Die Hoffnung wuchs, als ein Tag nach dem andern verging, ohne daß die endgültige Entscheidung gefallen, ohne daß an der Wohnung des Kompanieführers das Telegramm erschienen wäre. Der Krieg ward erklärt. Die letzten eingetroffenen Zeitungen hatten geschrieben: Der 20. Mai, der Tag der Kammertagung, wird die Entscheidung bringen. Aber der 20. Mai war vorübergegangen, ohne daß man von ihr gehört hätte. Und auch der folgende Tag, noch einer und abermals einer. Pfingsten war gekommen und hatte mit seinem sonnigen Glanz auf der herrlich blühenden Natur der Friedenshoffnung, Friedenssehnsucht neue Nahrung gegeben. Nun gar schon der zweite Feiertag, dem Ende nahe . . . Da dennoch: der Krieg!

„Vive l'Italie! Vive l'Italie!“ . . . Jetzt schreien es nicht mehr Einzelne, nicht mehr bloß die Posten in den feindlichen Stellungen. Sie müssen von überallher in den Gräben zusammengelaufen sein und brüllen wie die Wahnsinnigen den gellenden Ruf. Zwischen durch klingt ein paar mal das deutsche „Hurra!“ endor — in jener undeutlichen fehligen Aussprache, wie sie den Franzosen eigen ist. Und dann — ein wahrer Herenjabbath hebt an. Mit dem Geschrei vermischen sich erst einzelne Freundschaftsgrüße. Aber ihre Zahl schwillt im Hundstunde — aus hunderten, wohl gar tausenden eiserner Blitze es auf, knallt es herüber, zischen, pfeifen, klatschen die Kugeln durch die Nacht in Busch und Mauerwerk hinein. Maschinengewehre fegen mit ihrem spitzigen Getnatter die Front hinauf, hinab. Und von den Bergen herunter donnert von Minute zu Minute schweres Geschütz.

Von den Rufen ist nichts mehr zu hören. Aber leuchtende Raketen fliegen durch das Dunkel, Lichter blitzen auf, und dort mag es ein frecher Bursche gar, unmittelbar in der feindlichen Stellung ein bengalisches Feuer anzuzünden, das seine grünen Schwaden weit hin durch die Nacht lodern läßt.

Ein Angriff? — In wenigen Minuten sind die Gräben besetzt. Aber das Feuer verstummt wieder. Schon hört man von neuem die Rufe. . . . Und dann stimmt irgendwo ein Haufe die Marseillaise an. Auf der ganzen Linie fallen sie ein, — es wogt durcheinander von Gesang und Geschrei.

Nun wird es aber auch in den deutschen Gräben lebendig. „Ruhe da drüben!“ brüllt einer. Allerlei Rufe und Derbeiten folgen. „Los, Kinder! Wir singen ebenfalls!“ ruft ein Offizier den Graben entlang, und beginnt mit lauter Stimme: „Deutschland, Deutschland über alles!“ Zur Rechten und zur Linken fallen die Stimmen ein, und mächtig dröhnt der Gesang durch die Nacht.

Es ist, als begänne man drüben zu lachen. Das Gelächere verstummt, nicht eine einzige Kugel pfeift mehr dazwischen. Fast feierliche Stille umhüllt den hallenden Sang.

Kaum aber ist er zu Ende, beginnt wieder drüben der Spektakel. Inzwischen, nun kommt gewissermaßen nach dem offiziellen Teil die Fibelitas an die Reihe. Man begeißert sich nur noch gelegentlich durch „Vive l'Italie!“ und „Hurra! Hurra!“ Dafür fangen auch die Franzosen an, ihren deutschen Gegnern allerhand angenehme und unangenehme Dinge herüberzurufen. Man versteht nicht alles; liegen die Stellungen doch auch immerhin hier dreihundert, dort gar sechshundert Meter auseinander, und von den Höhen gellt ein töndendes Echo hinein. Aber wieder und wieder klingt wenigstens klar und deutlich das „camerades Allemands“, mit dem die Reden beginnen, heraus, und einzelne Brocken lassen auch den Sinn von manchem jener Rufe wenigstens abnen — allerdings nur diejenigen, die etwas französisch kennen. Die jüden dann wohl ihre Brocken zusammen und beginnen auch ihrerseits, die Hände trichterförmig vor den Mund gelegt: „Eh! Eh, camerades Français! . . . Die nicht französisch können, lassen sich nicht beirren, auf gut deutsch den „Kameraden“ da drüben ihre Meinung zu

sagen, oder sie schreien, wie jener Berliner: „Der Weng is wohl nöglich?“ Das muß doch auch der Franzmann verstehen, denn daß „Weng“, „Mein“ heißt und „nöglich“ soviel wie „alle“, das ist ja eine alte Sache.

So eine halbe Stunde etwa dauert das Amusement. Dann wird die Geschichte allmählich langweilig, ja die Schläfrigkeit kündigt sich an, und einer nach dem andern, der nichts mehr im Graben zu suchen hat, trollt sich von dannen. Die Franzosen feiern noch ein bißchen weiter; eine blecherne Trompete quält sich damit ab, das italienische Nationallied herauszutrujen; es will nicht recht gelingen. . . .

Auf der Straße hinter den Häusern des Dörflchens tragen vier Mann auf schwankender Bahre einen Verwundeten fort. Ein Opfer des Herenjabbaths.

Eines nur. Aber wieviele wird nach ihm dieser entsetzliche Krieg noch fordern? Jetzt, nachdem keine Grenzen noch weiter gespannt, schier ins Unendliche getragen werden sollen? . . . Vive l'Italie! . . . Vive l'Italie! . . .

## Aus feldpostbriefen.

Im Artillerieoffizier. Ein Karlsruher Parteigenosse, der als Artillerist im Felde steht, schreibt:

Meine liebe Frau! Da ich gerade etwas Zeit und Stimmung habe, will ich Dir von meinem „Himmelfahrtstoge“ erzählen. Wir haufen, wie Dir von der Zeichnung bekannt, in einer „Schillerwohnung“.

„Leergebrannt ist die Stätte, wider Stürme raubes Bette, In den öden Fensterhöhlen Wohnt das Grauen — Und des Himmels Wollen schauen“ (Schillers Glocke.)

Hier also träumte ich dem Himmelfahrtstoge entgegen. Trotz Regen, der unaufhaltsam die Nacht über auf uns und die Pferde herabrannt. Um 4 Uhr, wie gewöhnlich, gehts zur „Toilette“ an ein nahe gelegenes Granatloch; dann ziehen wir den Pferden die Gurten fest und sind bereit. Um fünf soll Sturm sein. Der Himmel ist grau, feldgrau! Auf 500 Meter nichts zu sehen. Unsere Flieger haben aber die Tage vorher das Verstecken und so wissen unsere Führer genau, wo der Feind steht. Genau um 5 Uhr setzt der Artilleriebeschuss ein. Wer das nicht mitlerlebt hat, kann sich keine Vorstellung machen von dem Gedröhne, Geprassel der Geschütze und dem Erzittern der Erde. Erst die Feldkanonen, dann die Haubitzen, dahinter die 15er, dann die 12er und zuletzt die dicke 42er Verta. Alles, alles zugleich eine volle Stunde; dann 10 Minuten Pause, ein Atemzug der Natur gleichsam, dann ist die Hölle wieder los. Man sollte meinen, daß kein Stein mehr auf dem andern bleibt und wenn man bedenkt, daß unter diesem Hagel von Geschossen aller möglichen Kaliber Menschen, Familiendäuer auskatheten müssen? Nuhig aushalten, denn der Feind schläft wenig — aber gut!

Wir stehen also 200 Meter von unserer Batterie entfernt in beagtem Geschütze, der Befehle harrend. Nach und nach überkommt mich beim Einschlagen der Geschosse unwillkürlich ein unbezwingliches Gefühl der Ermattung und der unüberwindlichen Drang zum Schlaf. 9 1/2 Uhr hatte ich das letzte Mal auf die Uhr geschaut. Plötzlich ein Knack, Staub, Steine, Kälte, Blut und ein schredliches Erzahren. Einige Meter von meinem Standort liege ich unter Trümmern auf — zwei Pferdebeine. Die Kameraden an den Geschützen haben den Treffer bemerkt und eilen herbei. Aus all dem Getöse schäle ich mich heraus und sehe aus wie ein Speidträger am Neubau — aber heil und gesund. Wir sehen uns an, dann ein Blick auf die schändlich zugerichteten armen Gäule. Weiden wurde der Hals buchstäblich abgerissen, dann ein Blick auf die Uhr, es war 10 Uhr vormittag. — Wir haben uns gewaschen, gemeldet und frische Pferde geholt, die Sababer aus dem Standort gezogen und begraben. Inzwischen ist es mittag geworden und wir setzen uns an dem alten Platz zum Essen nieder. Brot und eine Büchse erobertes englisches Büchsenfleisch, das der fliehende Feind zurückgelassen. Es will mir aber heute nicht schmecken, ich denke an die Rieben zu Hause, die vielleicht auch gerade fragen: „Wo wird Papa jetzt sein?“ Da sieht er noch gesund und heil bei einer Zigarette und schreibt das Datum seiner wunderbaren Errettung ins Tagebuch. Da sehe ich mit Staunen: Es ist „Himmelfahrtstag“!

Wenn Du willst, kannst Du obigen Brief zum Abdruck in die Zeitung geben; es ist die nackte Wahrheit und keine Ausschmückung. F. P.

## Dermisches.

Ein „heiliger Brief“ an die russischen Soldaten. Bei einem der jüngst in Debreczen (Ungarn) eingelieferten russischen Gefangenen wurde dem Vester Lloyd zufolge ein im Potsdamer Kloster vervielfältigter „heiliger Brief“ gefunden, den die Armeeliegung unter die Soldaten hatte verteilen lassen. Dieser Brief lautet in deutscher Uebersetzung:

Heiliger Brief an die russischen Soldaten! Dieses Schreiben wurde in der Potsdamer Klosterkirche hinter dem Bild der heiligen Jungfrau gefunden. Den Brief selbst hat der Sohn Christi der heiligen Jungfrau geschrieben, und wer ihn liest, dem bringt der Krieg Glück, der bringt dem Väterchen Glück, dem Jaren aller Russen, auf daß er seine Feinde niederringe.

Russischer Soldat! Ich Jesus Christus gebiete Dir, daß Du diesen Brief, wenn Du ihn gelesen hast, Deinen Kameraden weitergeben sollst. Unser Herr und Gebieter, der große und mächtige Jar, ist mit seinen Wöllern in Gefahr geraten. Feinde haben ihn angegriffen, wiewohl er über die ganze Welt seine Macht ausbreiten muß, damit alle Lebewesen auf Erden die Güte und den Segen seiner Hand fühlen können. Der große und mächtige Jar hat zu den Waffen gegriffen, damit er mit Euch, russischen Soldaten, das Erbe seiner Väter vergrößere. Er ist mit Euch in einen siegreichen Krieg gezogen und Eure Pflicht ist es, für den Jaren das Blut zu vergießen und das Leben zu opfern. In wilden Schlachten ist der Segen der heiligen Jungfrau mit Euch und begleitet Euch auf dem Weg der Gerichten. Auch ist der Feind und verurwacht Rußland Schaden. Denkt an Eurer dabeiangehörigen Familien, an Eurer Weiber und Kinder. Verteidigt Ihr aber das Land des Jaren nicht und erntet Ihr keinen Sieg, dann verdient Ihr nicht die Lust, daß Ihr sie einahmet, nicht die Ernte der Erde, nicht die Gnade des Jaren, die um Euch Straßen des Glücks windet. Seid auf der Hut! Wer in des Feindes Hand gerät, stirbt den Tod der Tode. Er fällt der Verdammnis anheim, beulert das Seelenheil, seine Familie wird bis zum siebenten Grad büßen und den strafenden Zorn des Jaren fühlen. Kämpfet im Namen der heiligen Jungfrau und des Jaren, denn sie sind allgegenwärtig.

Dieser „heilige“ Zügenbrief stellt in all seiner Salbaderei ein bemerkenswertes offenes Bekenntnis des eroberungslustigen Jazismus dar.

Bei Muttern zu Gast. Der als Berichtshatter auf dem Westlichen Kriegsschauplatz tätige heimische Dichter Wilhelm Schmidbom veröffentlicht nach der Erzählung eines deutschen Offiziers im „Berliner Tageblatt“ eine ungewöhnliche Begebenheit. „Eines Abends“ — so berichtet der Offizier — „näherete sich unserm Schützengraben vom Feind her etwas. Es erwies sich als ein französischer Soldat, der etwas herüberlief, endlich herangelangt kommt und von einer Gruppe mit fertigem Gewehr empfangen wird. Er erklärt, er habe seit Beginn des Krieges seine Mutter nicht mehr gesehen, sie wöhne im Dorf hinter der deutschen Front, und er müsse sie noch einmal sehen, und wenn er totgeschossen würde. Zwei Soldaten mit geladenem Gewehr bringen ihn zum Ortskommando. Während er im Unterstand eine Brottschneide mit Mutter bekommen hatte, war der Koch ins Dorf gegangen, wo er zu tun hatte, und hatte die Nachricht schon hingetragen. Als die zwei mit dem Gefangenen den Berg herab aus dem Wald kommen, steht das ganze Dorf versammelt. Der Bursche blond, die zwei Deutschen noch einen Kopf größer und immer das Gewehr schußbereit. Die Dorfleute, die ein geradezu rührend freundschaftliches Verhältnis zu den deutschen Soldaten haben, für sie waschen, von ihnen Brot mitessen, einzelne deutsche Worte sich lehren lassen: schimpfen auf den Gefangenen ein, spucken ihm ins Gesicht. Er aber läuft auf ein Mütterchen zu, ein altes, verwitwetes, häßliches Mütterchen, das ihm umarmt, streichelt, wie ein Tier dabei schreit und auf die Nachbarn einschilt. Der Sohn auf den Knien vor ihr, französisch-theatralisch. Die Dörfler Matschen plötzlich mit den Händen weisfall. Er darf eine Stunde bei der Alten bleiben. Sie sitzen auf ein paar Säcken an der Hauswand. Der Koch, in Ehrenpflicht genommen, ein Straßburger, der vollkommen französisch spricht, als Beobachter daneben. Aber sie unterhalten sich nur vom Vieh, von der Weide, vom Gaus. Der Bursch sieht nur noch einmal durchs Fenster hinein in die Stube, soht auch den Griff der Haustür an, geht aber nicht ins Haus. Dann wird er als Kriegsgefangener nach Deutschland abgeführt. . . .

Der große Name tut's nicht. Das Vertrauen, das die Engländer bis zum Ausbruch des Krieges in die absolute Unüberwindlichkeit ihrer Flotte setzten, wird vielleicht durch nichts deutlicher illustriert, als durch die Namen ihrer Kampfschiffe. Im Gegensatz zu den recht nüchternen und farblosen Schiffsnamen der übrigen Seemächte, wimmelt es in der englischen Marine von „Schredlichen“, „Unwiderstehlichen“, „Fürchtensicheren“, „Tollkühnen“, „Stolgen“ und was dergleichen Drohnamen mehr sind. Es liegt eine seltsame Ironie darin, wie wenig die Träger dieser hochtönenden Namen die darin enthaltenen Verheißungen erfüllen: Ein „Fürchtensicher“ („Formidable“) sank ruhmlos bei einem deutschen Unterseebootsangriff, ein stolzes „Vollwert“ („Vulwar“) flog durch eine rätselhafteste Explosion in die Luft, ein „Tollkühner“ („Audacious“) ruht auf dem Grunde der Dardanellen. Der „Triumph“ erhielt vor Singtau ein großes Loch, der „Unbesiegbare“ („Invincible“) und der „Unwiderstehliche“ („Unplacable“) sind in verschiedenen Gefechten schwer beschädigt worden; „Löwe“, („Lion“) und „Tiger“ wurden in der Seeschlacht bei Helgoland arg zerkaut, der eine schied kampfunfähig aus der Linie, der andere liegt auf dem Meeresgrunde. Am meisten Pech hat aber entschieden der „Goliath“, dessen Untergang jüngst berichtet wurde, gehabt, an ihm hat sich das Schicksal seines Namens buchstäblich erfüllt, indem er einem kleinen David, einem Torpedo- oder Unterseeboot, zum Opfer fiel. Hierbei kann übrigens daran erinnert werden, daß das erste praktisch wirksame Unterseeboot — es wurde während des amerikanischen Bürgerkrieges erbaut — wirklich den Namen „David“ führte, weil es die Goliaths der Seeschlotten vernichten sollte, was ihm tatsächlich auch in einem Falle gelungen ist. Jetzt, noch mehr als 50 Jahren, ist wiederum ein Goliath, der abendrein wirklich diesen Namen führte, einem David erlegen.

Eine Kugel im lebenden Herzen. So seltsam es auch klingen mag, so einwandfrei ist doch erwiesen, daß man mit einer Kugel im Herzen ungestört leben kann. Es handelt sich um einen bayerischen Infanteristen, der von einem französischen Geschütz verwundet worden war. Als man das Geschütz durch eine Röntgenaufnahme ermitteln wollte, fand man es im Herzschatten liegen. Da ein solcher Befund unwahrscheinlich erschien, und man kaum aus einer einzigen Röntgenaufnahme den Sitz eines Fremdkörpers genau lokalisieren kann, wurde der Retonovalescent im Röntgenologischen Zentralinstitut vom Roten Kreuz in München von Dr. Franz Glaser und Dr. Karl Kocile wiederholt untersucht. Aber so viel Aufnahmen man auch von allen Seiten machte, das Geschütz blieb im Herzen und zwar in der rechten Vorlammer liegen. Man muß sagen, daß der Verletzte ein ungeheures, absonderliches Glück gehabt hat. Die Kugel hat die Lunge durchschlagen, ist an den großen Gefäßen vorbeigeschlüpft, ohne sie zu zermalmern, und hat schließlich die dünne Vorlammerwand durchschlagen, ohne zu einer Verblutung zu führen. Der Zustand des Verwundeten ist gut, Beschwerden des Herzens fehlen. Eine operative Entfernung des Geschusses ist unterlassen, da die Operation am Herzen zu gefährlich ist.

## Weiteres.

Aus der „Killer Kriegszeitung“.

„Zum Donnerwetter, wo bleibt der Gefreite Schumpke?“ — „Den haben die Franzosen kampfunfähig gemacht, Herr Unteroffizier.“ — „Nanu, seit drei Tagen ist doch nicht geschossen worden?“ — „Aber, er hat neue Pariser Zeitungen jekriegt, mit die französischen Siegesnachrichten, — und da hat er sich nu frank jelaucht, der arme Keel!“

Eine Reihe Soldaten und Matrosen unterhält sich in einem Abteil dritter Klasse über ihre Stammeszugehörigkeit. „Was bist du für'n Landsmann?“ fragte der Hannoveraner einen wachschenden Berliner, der bisher geschwiegen hatte. Prompt bekommt er die Antwort: „Ach, Quatsch, id bin doch jax keen Landsmann, id bin Seemann.“